



Conrad Wiedemann

## Hieronymus vor der Deadline

Wäre nicht das ›Grünbuch‹ der EU-Kommission plötzlich aufgetaucht, ich hätte Hegemann diesmal gern aus dem Spiel gelassen. Nicht weil er zum Thema »Alter und Wissenschaft« nichts beizutragen hätte. Hegemann ist so alt wie ich, das heißt 14 Jahre über die von Kocka genannte Suggestivschwelle von 60 hinaus, und war lebenslang ein hochgeachteter Kulturhistoriker. Wer ihn kennt, weiß allerdings auch, wie viel Spott er als Privatgelehrter für seine beamteten Kolleginnen und Kollegen hat. Genau diesen aber konnte ich nicht brauchen, wo mir ausnahmsweise einmal danach war, das eigene Fach, nein, die Geisteswissenschaften insgesamt, dafür zu preisen, dass sie einen so leicht über die Alters- und Pensionsschwelle hinwegheben. In den meisten anderen Wissenschaften sind die einschlägigen Rites de Passage ja einschneidender und härter. Jenseits von Klinik, Labor und Technikum ist Lebensplanung angesagt: Aufhören oder Neuorientierung, Beratervertrag oder Bürgerinitiative, Garten oder Südfrankreich. Geisteswissenschaftlern bleiben solche Affronts erspart. Gedanken, Aufzeichnungen, Bücher und Netz sind ein bewegliches Gut, sie lassen sich an fast jeden Fluchtort transferieren, und man hat nicht das Gefühl, als böte Dürers alter *Hieronymus im Gehäus* das Bild eines ausrangierten Gelehrten. Eher scheint er – fern der Lehrkanzel, aber umgeben von symbolträchtigen Welt-dingen – etwas zu Ende zu denken. Es ist die dem ergrauten Schriftgelehrten von heute mehr denn je eröffnete Option: frei von allen Amtslasten weiterzuforschen und das Fragment Gebliebene zum Abschluss zu bringen. Solange die »gewonnenen Jahre« eben reichen.

In diese Stimmung platzte das Brüsseler ›Grünbuch‹, ein Neuentwurf europäischer Forschungsfinanzierung, den ich zunächst mit Unlust, dann mit Verwunderung las. Mit Unlust, weil ich auf eine höchst bescheidene Rolle der ›Humanities‹ gefasst war, mit Verwunderung, weil sie dann überhaupt nicht vorkamen, also auch nicht in Form einer begründeten Ausklammerung. Für die globale Kon-

kurrenzfähigkeit Europas war naturwissenschaftliche, technologische und ökonomische Aufrüstung gefragt, aber keine geistes- und sozialwissenschaftliche. Natürlich fielen mir gleich einige Parallelen dazu ein: die Abwicklung der Geisteswissenschaften an meiner Technischen Universität, die Wahl einer rein naturwissenschaftlichen Institution zur deutschen Nationalakademie, die ... In meiner Verdüsterung rief ich Hegemann an: »Ich bin im Begriff, mir abhandenzukommen. Hast du Zeit für ein Zanderessen beim Griechen? Ich maile dir ein paar Unterlagen.«

*Hegemann (einige Stunden später, Seeteufel statt Zander): Deine Liebeserklärung an dein Fach hat mir gefallen. Ich habe mir bislang nicht klargemacht, dass auch unter dem edlen Aspekt der Ars moriendi die Humanwissenschaften den anderen einiges voraushaben. Im Grunde naheliegend.*

Ich: Und mir gefällt deine humanistische Seelenruhe, während an den Schaltstellen der Gesellschaft sich die Leute mehren, denen Philologie und Historie gleichgültig und die Kulturwissenschaften ein Scherzartikel sind. Ist der blinde Monismus des ›Grünbuchs‹ nicht grässlich?

*H.: Mir scheint er nur konsequent. Die Naturwissenschaftler haben die Welt so radikal verbessert, dass sie kaputtzugehen droht. Jetzt sollen sie sie auch retten. Wer sonst? Bei der Bewältigung des Klimawandels, der Kernenergie, der Ressourcenfrage und der Bevölkerungsalterung sind wir nun einmal Randfiguren. Musstest du über die Begriffe ›Grünbuch‹ und ›Madame-Curie-Maßnahmen‹ nicht herzlich lachen?*

Ich: Sie missfallen mir von Herzen.

*H.: Schade! Mir missfällt vor allem dein Wankelmut. Verklärung und Defätismus nach Bedarf – das ist, mit*

Verlaub, die billigste Altersmasche. Allzumal bei einem, der so wohlgebettet ist wie du. Du warst, wie ich mich erinnere, immer gut versorgt, und was du seit der Emeritierung vermissen magst, ersetzt dir die Akademie am Gendarmenmarkt doppelt. Ich vermute, dass es den Geisteswissenschaften nirgends in der Welt besser geht als dort.

Ich: Das ändert nichts daran, dass die Öffentlichkeit uns kaum mehr in ihrem Kalkül hat. Wir sind, wo wir bei uns sind, nicht eventfähig.

H.: Das dürfte, wenn man eure museumsnotorischen Fächer ausnimmt, richtig sein, wirft aber die Frage auf, a) wer von euch das überhaupt will, und b) welches Bild ihr der Öffentlichkeit bietet – ich vermute, ein ziemlich in Auflösung begriffenes. Und das dürfte auch eurem Selbstbild entsprechen. Viele eurer Lieblingsbegriffe klingen nach Unbestimmtheit, Abbau und Ende. Die ganzen ›post‹-Wörter, die nur das Gewesene benennen, nicht das Neue, oder: Gedächtnis anstatt Geschichte, was in meinen Ohren stets den Beiklang von ›Nachruf‹ hat, oder: die Dekonstruktion, die mit der außersprachlichen Wirklichkeit möglichst wenig zu tun haben will, oder: die Deadline, die eure Forschungspraxis dominiert. – Im Übrigen: Darf ich fragen, was dein alter Hieronymus zu Ende denkt?

Ich: Das weiß ich auch nicht. Vielleicht seine Vision vom richtigen Leben. Was allerdings die von dir herausgepickten Begriffe betrifft, so kann ich nur sagen: ja, die Geisteswissenschaften an unseren Universitäten sind im Wandel. Und zwar entschieden.

H.: Dank für die Belehrung. Ich wollte eigentlich auf etwas anderes hinaus, auf etwas quasi Todestriebiges. Ich will dir das an der Semantik von ›Postmoderne‹ und ›Deadline‹ deutlich machen.

Ich: Auf ›Postmoderne‹ habe ich gewartet. Ja, das war eine große Nummer, die wir von vorn bis hinten durchdekliniert haben. Aber ist sie nicht Schnee vom vergangenen Jahr?

H.: Das bezweifle ich. Ich sehe weit und breit keinen Nachfolgebegriff. Aber ich will ja gar nicht an die Endlos-Française eurer Belieblichkeitstheoreme erinnern, son-

dern nur an ein semantisches Bedenken. Für mich war der Begriff ›Postmoderne‹ von Anfang an ein Paradox, ein Unwort, eine bewusste oder unbewusste Verletzung meines Sprachgebrauchs, den ich so ziemlich für den normalen halte. In ihm bedeutet ›modern‹, das aus dem Spätlateinischen kommt und gemeineuropäisch ist, so viel wie ›derzeitig, gegenwärtig, neu‹. So steht es im ›Kluge‹, und so verwenden es die Leute in meiner Straße, wahrscheinlich aber auch die Postmodernisten selbst, wenn sie vom Schreibtisch aufstehen und mit ihrer Patchwork-Familie reden. Modern ist dann, was wir im leichteren Teil des Lebens als aktuell empfinden, also nicht im Schicksalhaften, sondern im Wandel des Geschmacks und der Gewohnheiten. Hinter dem, was modern ist, liegt das, was nicht mehr modern ist, vor ihm das, was demnächst modern sein wird. Letzteres ›postmodern‹ zu nennen ist eigentlich nur sinnvoll, wenn das ganze Prinzip der Modernisierung hinfällig wird oder das Ende der Menschheit droht. Da das Erstere für mich Quatsch ist, bleibt nur das semantische Spiel mit dem Untergang.

Ich: Worin dir offensichtlich nur wenige folgen. Aber selbst wenn du recht hättest, bleibt die Erfahrung, dass Epochenbegriffe nach einer Art Suggestionslogik entstehen. Da kann es schon passieren, dass ein besonders outriertes Umbruchsbewusstsein wie um 1900 zum Epochenamen avanciert, also zur ›Klassischen Moderne‹, auf die man in einer Art Epigonenbewusstsein mit dem Begriff ›Postmoderne‹ reagiert.

H.: Nicht schlecht. Auf die Epigonenpsychologie bin ich bei Lyotard und den anderen Post-Propheten noch nicht gekommen. Du erlaubst, dass ich trotzdem bei meiner Semantik der Auflösung und der Endzeit bleibe, mit der ich noch längst nicht zu Rande bin. Auch euer Lieblingsbegriff ›Deadline‹ scheint mir dazuzugehören. Irgendwie trifft er ja auch das Thema dieses Hefts. Was kommt dir dabei in den Sinn?

Ich: Eigentlich nur eins: Quälerei. Bevor man seine 150 Aufsätze draußen hat, muss man 150 Deadlines eingehalten haben. Manche waren Gott sei Dank verschiebbar, aber am Ende war es immer hart, und gerade mit meinen besten Thesen bin ich daran gescheitert.

H.: Klar, du konntest sie nicht zu Ende denken. – Warum eigentlich Deadline?



Ich: Weiß ich auch nicht. Irgendwann in den 70ern oder 80ern war der Begriff da, einer der 1000 Anglizismen, vielleicht über den Journalismus eingeschleppt. Seitdem benutzen ihn alle. Er bedeutet einfach Abgabetermin.

H.: Vielleicht für »alle«. Aber nicht für einen Philologen, der weiß, dass es sich um eine unübersetzbare Metapher handelt. »Todeslinie« ginge nicht. Und dasselbe gilt wohl für den schwarzen Humor, der im angelsächsischen Wortgebrauch steckt. Auch er ist nicht übertragbar. Der Erfolg des Wortes erklärt sich anders.

Ich: Vielleicht durch eine geheime Lust an der bei uns verpönten Militärsprache.

H.: Dann sollte man sich aber auch klarmachen, wo im metaphorischen Gebrauch der Tod lauert. Im Militärischen natürlich jenseits der Linie: in der offenen Kampfzone. So aber funktioniert eure Metapher nicht. Aus der räumlichen Grenze ist eine zeitliche geworden, deren Überschreiten deswegen tödlich ist, weil man *nicht* in die akademische Kampfzone kommt. Wer den Abgabetermin nicht schafft, kann nicht gedruckt und erst recht nicht bibliografiert werden. *Er ist nicht dabei.*

Ich: Eine Binsenweisheit. Wer den Termindruck nicht aushält, kann ja Bücher oder für Periodika schreiben. Dort gibt es keinen, jedenfalls nicht von außen.

H.: Das mag stimmen. Aber fast alle wollen eben dabei sein, wo die Deadline herrscht, nämlich im Konferenz- oder Sammelband, der deshalb auch zur vorherrschenden geisteswissenschaftlichen Publikationsform geworden ist. Dort wird der Trend bestimmt.

Ich: Vielleicht, vielleicht nicht. Mir widersteht allerdings dein Spott über die Visionen einer dialogorientierten Wissenschaft. Was soll daran falsch sein? Nirgends ist die hohe Idee des wissenschaftlichen Dialogs realer als in der thematischen Konferenz und Kooperation. Dass sie immer beliebter und durch den »call for papers« geradezu sozialisiert worden ist, empfinde ich als großen Gewinn. Wahrscheinlich gab es nie ein besseres Instrument, um den Nachwuchs zu initiieren, zu trainieren und schließlich auch zu sortieren. Konferenz und Sammelband sind der Treffpunkt von Alt und Jung, Exzellenz und Mittel-

maß, starke und schwache These, guter und schlechter Stil. Das volle wissenschaftliche Leben.

H.: Du wolltest sagen: die volle institutionelle Redundanz. Wie kommt es sonst, dass inzwischen selbst Organisatoren und Herausgeber behaupten, dass Sammelbände kein Mensch mehr lese, sie selbst eingeschlossen. Wenn das stimmt, seid ihr dabei, ein faszinierendes neues Genre zu schaffen: eine durch Thema und Deadline kommandierte Kollektivforschung ohne Adresse, Wissenschaft um ihrer selbst willen, als Triumph der Selbstvergeudung und als Reverenz an das Archiv. Das kann einem schon fast wieder gefallen.

Ich: Zynismus gegen Zynismus?

H.: Wie wär's mit Altersweisheit? Schauen wir nicht zu, wie ein wunderbares Instrument an Parkinsonismus dahinsieht. Irgendwelche anonyme Instanzen (der Zeitgeist, die Mode, die Bildungsplanung) rufen immer generellere und weitgehend vorentschiedene Themen auf (Medien, Wort und Bild, Nationalismus, Minderheiten, das Eigene und das Fremde, Evolution, Emotion usf.), die – einen modernen Bildungsbegriff anpeilend – zahllose Sammelbände generieren, deren Ungelesenheit wiederum auf die hochkarätigen Unternehmen zurückwirkt. Ich glaube, wer so viel kollektive Energie in ein autoreferenzielles Spiel investieren kann, sollte nicht über fehlende öffentliche Aufmerksamkeit zetern. Ihr habt den Kontakt zu den Gebildeten der Republik weitgehend dem Feuilleton übergeben und euch selbst eine Wagenburg aus Sammelbänden gebaut, in der all die Aufsätze bewacht werden, die nach einer neuen Empfehlung des Wissenschaftsrates die bewerbungsrelevante 5er-Deadline übersteigen. Der brachialnormative bibliografische Turn. Irgendjemand, vermutlich Emerita oder Emeritus, muss sich dort an Angelus Silesius erinnern haben: »Mensch, werde wesentlich«.

Ich: Was tust du dazu?

H.: Ich bereite ein Denkmal für Lessing und Moses Mendelssohn in Berlin vor.

Ich: Das schaffst du nie.

H.: In meinem Kopf ist es schon fertig.